
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 262. Bromberg, den 11. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

31. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Sie weidet sich an seiner Überraschung. „Ja — wir sind nicht ganz unbeteiligt an allem!" scherzt sie. „Vielleicht setzen wir eines Tages sogar einen gewissen diplomatischen Achaz schachmatt . . ."

„Nicht doch, Hortense! — Hab' ich je etwas Böses gegen Sie unternommen? Bin ich nicht anders geworden, weil Sie an mich glaubten?"

Weil es nur zu wahr ist, fühlt Hortense ihr Herz entwaffnet. „Was muß ich also tun? Und kann ich Sie nicht endlich von Ihrem schrecklichen Bart befreien und wieder Ihr Gesicht von damals sehen?"

„Ich verspreche: wenn Sie mir helfen, und wir Erfolg haben, lasse ich ihn sofort herunterschneiden!" Er blickt ihr ernst in die Augen. „Ich verlange nichts Unrechtes von Ihnen, nur Antwort auf die Frage: Geht Preußen wirklich seiner größten diplomatischen Demütigung auf diesem Tanzkongreß entgegen? Wird es von Metternich und England nur an der Nase herumgeführt, anstatt auf die eigene Kraft und auf die Freundschaft Alexanders zu bauen? Die Antwort kann Ihnen Lord Irving geben. Ich weiß, er liebt Metternich gar nicht. Sie sollen aber nicht sein Vertrauen mißbrauchen. Sagen Sie mir nur, was Sie sagen dürfen! — Und damit Sie sehen, daß Sie mir ganz vertrauen dürfen, bringe ich in diesen Tagen die Angelegenheit des Fräuleins von Ullius Ihnen zu Liebe völlig in Ordnung. Ich kann ja das Aktenstück selbständig erledigen. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich Pozzo nicht mehr . . . Wann sehen wir uns wieder?"

„Bestimmen Sie!"

„Morgen halten die vier Großmächte wieder eine Beratung ab. Talleyrand wird täglich herausfordernder. Seine neueste These heißt: niemals wird Frankreich die Preußen weder am linken Rheinufer noch in Sachsen dulden! — Es ist Zeit, daß ihm das Großmaul gestopft wird! Wenn wir uns nun am Montag abend sehen könnten?"

„Dann ist Lord Irving nicht zu Hause!"

„Gerade das ist ja gut so. Ich werde nicht lange bleiben, aber Ihnen etwa mitbringen, das Sie sofort mit Eilboten an den Niederrhein schicken können."

„Gut! Kommen Sie!"

Es ist spät, als der Franzl vor dem Haus in der Kärtnerstraße mit seinem Fiaker ankommt, und Hortense aussteigt und mit flüchtigem Gruß hinter dem dunklen, schweren, geschnitzten Tor verschwindet.

Auf den Treppen, in der spärlichen Helle der Lampen, bleibt sie lauschend stehen. Irving ist in seinem Arbeitszimmer im ersten Stock und geht nach seiner Art, wenn er nachdenkt, auf und ab. Deutlich klingt sein fester, zuverlässiger Schritt zu ihr herab.

Ob ich ihn noch stören soll?

Aber da öffnet er selbst die Tür. Die hagere Gestalt steht scharf gezeichnet gegen das Licht des Kronleuchters.

„Sie, Hortense? So spät noch? — Was bedeutet das? Der Kongreß tanzt, aber Sie waren heute nicht im Palais Lobkowitz, wo alles Sie gesucht hat!"

„Nein, Lord, ich habe einen alten Bekannten getroffen und ging nach Grinzing, den Heurigen zu trinken. Raten Sie einmal, wen ich getroffen habe?"

„Einen alten Bekannten? Warten Sie einmal . . . vielleicht — ja, wer mag es sein? Vielleicht aus Berlin jemand? Oder aus Potsdam?"

„Aus Potsdam."

„Dann kann es nur ein Offizier sein!"

„Stimmt! Ein Offizier! Den tollen Achaz hab' ich getroffen."

Lord Irving rückt ihr den Sessel an seinen Schreibtisch: „Bleiben Sie noch ein Viertelstündchen bei mir! Erzählen Sie! Wo hat er gesteckt?"

„Mit Lützow zog er ins Feld. Bei Laon wurde er schwer verwundet. Jetzt bummelt er durch die Kongreß-Säle, wie er sagt."

„Hat er „bummelt" gesagt? Hat recht, der Junge! Es ist ein Bummel. Man kommt nie ans Ziel . . . Wie geht es ihm denn sonst?"

„Er hat viel erlebt. Unendlich viel. Einen Korb voll Abenteuer schüttelte er vor mir aus. Ich hätte ihm die ganze Nacht zuhören können."

Lord Irving belächelt nachsichtig und feinhörig ihren Eifer. „Schicken Sie ihn zu mir! Ich habe mit ihm zu reden."

Hortense baut vor: „Er weiß natürlich immer noch nicht, wer ich in Wirklichkeit bin."

„Es ist nicht gut, einen Mann, den man liebt, so lange in Ungewißheit zu lassen!"

„Es ist notwendig, Onkel Irving! — Ich weiß immer noch nicht, ob er mich liebt. Wirklich nicht . . . Er darf aber auch gerade jetzt meinen wahren Namen nicht kennen. Jetzt, fünf Minuten, bevor der Vorhang über der Tragödie am Teufelsmoor gelüftet wird, wäre es verkehrt."

Irving schaut überrascht auf.

„Hat er etwas darüber erfahren!"

„Er weiß alles. Das Schicksal warf ihm Zufälle in den Schoß, die ihn aufklärten. Und er wird Schritte tun, damit auch der letzte Zweifel über den Hergang der Ereignisse verschwindet. Ich vertraue ihm."

Da sagt Irving — und es ist Hortense, als sei es schon die Antwort auf die Schicksalsfrage, die Achaz ihr auftrug: „Hätte der Minister Hardenberg nur die Hälfte von dem sicheren Instinkt dieses Achaz, dann wäre der Kongreß längst am Ziel."

„Hardenberg? — Ach so, ich weiß," fährt sie fort, als wisse sie mehr, als es der Fall ist, „er läßt sich an der Nase herumführen".

Irving wirft ihr einen raschen scharfen Blick zu. Aber ihr Gesicht ist so gefaßt und ruhig, daß er keinen Verdacht schöpft.

„Woher wissen Sie das?"

„Alle Welt spricht davon!" Diese Antwort ist ein Wagnis, sie fühlt es.

Aber Irving lacht.

„Aber England macht doch auch das Spiel gegen ihn mit?"

„Castlereagh wohl, aber ich nicht. Ich sehe es kommen, daß Frankreich der Nutznießer dieser Komödie am grünen Tisch ist. England aber hat nicht zehn Jahre lang gekämpft, damit die Bonapartisten wieder an den Rhein marschieren. Der preußische König müßte seinen Ministern verbieten, ein inoffizielle Politik hinter seinem Rücken zu machen!"

Da ist das Stichwort, auf das Hortense gewartet hat. Aber Lord Irving spricht nicht weiter. Er gibt keine Erklärungen.

„Gute Nacht," sagt er lustig, „schlafen Sie gut! Ich wünsche Ihnen einen recht schönen Wiener Traum!" Und er lächelt spitzbübisch . . .

Hortense aber schläft noch lange nicht.

Sie schreibt erst noch einen wichtigen Brief an Achaz. Und es steht darin sehr viel von dem, was der preußische König tun soll . . .

Vom Freiherrn von Wielich in Cleve hat Achaz sich vor längerer Zeit das gefälschte Testament, die Papiere des gefallenen Ullius und manche andere wichtige Urkunde nach Wien schicken lassen. Seinen eigenen genauen Bericht hat er als Begleitschrift hinzugefügt. Nun ist alles fertig, und er hat nur noch nötig, die Angelegenheit dem Freiherrn vom Stein vorzutragen, der die Zentralverwaltung der besetzten Gebiete leitet.

Der gallige Ton des allmächtigen Ministers weicht sofort einem schallenden Gelächter, als Achaz die wahre Natur der Sache und seiner Person enthüllt und auseinandersetzt, welche Rolle er in dem Kampf um Preußens Stellung auf dem Kongreß zu spielen gedenkt.

„Sie kommen im rechten Augenblick, mein Lieber. Es ist, als hätte ich auf Sie gewartet! Jede Hand, jeder tüchtige Kopf ist mir jetzt Millionen wert. Daß Pozzos Absichten schon so weit gediehen sind, wußte ich nicht. Sie müssen mit mir zum König. Augenblicklich! Ihre Doppelrolle ist die eines großen Diplomaten gewesen."

Fast beschämt über das Lob des berühmten Mannes wendet Achaz ein, er habe nur seine Pflicht getan, die er Scharnhorst gelobt.

„Nicht jeder denkt und handelt so wie Sie. Lauter Husarenstreiche waren das! Die Geschichte ist köstlich!" Er blättert in dem Aktenstück: „Die Angelegenheit des Fräulein von Ullius kenne ich übrigens seit meinen Potsdamer Tagen." — Er liest still die Berichte, Urkunden und den Befehl Jérômes über die geplante Hinrichtung Chaumettes. „Es ist ein Blick in die diplomatische Unterwelt, wie ich ihn noch nicht getan habe. Auch das ist ein Kapitel preußische Geschichte, und zwar allerwichtigste." —

„Eine Abschrift des Hinrichtungsbefehls habe ich zurückbehalten — zu meiner Sicherheit! Ebenso eine Abschrift meines Berichtes über meine Tätigkeit als Polizeipräfekt."

„Seien Sie unbesorgt! Ich behalte sämtliche Urkunden zu Händen des Staatsministeriums. Ich werde noch heute dem Fräulein von Ullius die Abschrift dieses Aktenstückes ausfertigen lassen und zugleich mit meinem Gutachten ihr das zweifelsfreie Alleineigentum an ihren Gütern bestätigen. In einer Stunde fahren wir zum König."

Aber erst läßt Achaz sich seinen stattlichen Bart abnehmen . . .

Die Audienz beim König dauert fast eine Stunde. Der Freiherr vom Stein gebraucht das kritische Wort, daß Kaiser Franz den König zu „seinem preußischen Regierungsrat" erniedrigen möchte; diese bittere Andeutung ist eigentlich nur die Schlußfolgerung aus Achaz' Berichten. Aber sie tut ihre tiefe Wirkung . . .

Achaz wird sehr gnädig entlassen. Er werde Weiteres hören. Er ist glücklich über die Aussöhnung mit dem Herrscher. Louis Ferdinands Geist schwebt heute segenspendend über ihm.

Als er sich von Stein verabschiedet hatte und wieder über die Straße geht, fühlt er sich befreit. Befreit von der Rolle, die ihm nachlief! Befreit von der Gefahr und Unlust der Verstellung! Er ist wieder er. Er fürchtet auch nicht die Auseinandersetzung mit Pozzo und Frau Therese. Er freut sich darauf . . .

Mädchen, die ihm begegnen, wundern sich über den Glanz seiner Augen. Er hat Freude an der flanierenden Jugend. Die Wagen rollen vorbei. Bekannte winken, erstaunt über sein verändertes Aussehen.

Achaz will sich am Graben in ein Café setzen und das Leben in bunten Bildern an sich vorüberziehen lassen. Da fällt ihm ein: die Verabredung! Beinahe hätte er Zeit und Stunde vergessen.

Er kauft eine Schachtel kandierte Früchte und macht sich auf den Weg in die Altstadt. Kleine enge Gassen! Niedrige Häuser! Gedrückte Läden, in denen die Sonne nie der selten einen Streifen ihres Lichtes hängen läßt. In einem der Häuser steigt er eine enge, ausgetretene Treppe empor. Klopft an die Tür der bescheidenen Wohnung.

„Herein!"

Vom Diwan richtet sich eine Frauengestalt auf, schlägt die Wolldecken zurück und will aufstehen und Achaz begrüßen. Aber ein Hustenanfall, der sie mit krampfartiger Gewalt überkommt, hemmt jeden Willensimpuls.

Achaz faßt die Kranke sanft um die Schultern, stützt ihren Körper, während der keuchende Atem die zuckenden Schultern durchbebt, und läßt ihn langsam in die Kissen zurückgleiten. Achaz trocknet den Schweiß auf ihrer Stirn und die Tränen, die ihr über die Wangen rollen.

„Du sollst nicht weinen, Juliane! Der Arzt hat dir doch jede Aufregung verboten. Ich habe es mir so schön gedacht, dich jeden Tag ein bißchen an die frische Luft zu führen — jetzt im Frühling, damit du wieder hochkommst! Aber es scheint beinahe, daß die Tänzerin des Königs nicht mehr gesund werden will!"

Verachtung glüht in ihren Augen. „Tänzerin des Königs! — Da nimm und lies! So behandelt man mich heute!"

Es ist ein Brief von der Hand des französischen Ministers Talleyrand. Achaz liest das amtliche Schreiben. Talleyrand lehnt es ab, die Pension anzuerkennen, die Jérôme seiner Ballerina versprochen habe. Er verweist sie an den Kongreß.

„Nun? Was sagst du?"

„Man soll sich niemals so eng an die Großen dieser Erde anschließen, daß ihr Schicksal das unsere wird! Aber zu dieser Weisheit ist es für dich zu spät. Du könntest dabei verhungern. Du bist hoffentlich nicht so töricht, mit Menschen und Dingen gerade jetzt abzurechnen, wo du es nur noch in Gedanken tun kannst! Überlaß die Abrechnung einem Höheren! —

Juliane blickt wie verstört. „Wenn ich es könnte! Aber Tag und Nacht quält mich die Reue über mein verpfuschtes Leben . . . Wenn ich dich so sehe, Achaz, und dann denke, daß ich einmal alles Glück an deiner Seite in der Hand hatte . . . und das alles habe ich verspielt wie ein unsinniges launisches Kind . . ."

„Denk nicht mehr dran, Juliane!"

Sie schüttelt den Kopf. „Das werde ich nie vergessen!"

Achaz zieht einen Stuhl an ihr Lager, setzt sich zu ihr und streichelt ihre Hände. „Ich wollte es dir erst sagen, wenn alles so weit ist, Juliane. Aber weil du gar so traurig bist, sage ich es schon heute. — Mit deinem Anspruch steht es nicht schlecht. Ich sollte eigentlich noch nicht darüber sprechen, aber ich verrate es dir nun doch, daß die kleine Entschädigungskommission dir gestern eine ausreichende Pension bewilligt hat. Als Belohnung dafür, daß du in Kassel bei all deinen Theatertänzen die deutsche Musik so energisch verteidigt und immer wieder gefördert hast. Die amtliche Nachricht ist unterwegs; ich wollte ihr nur nicht zuvorkommen."

Ihre Blicke strahlen Dankbarkeit und Ergebenheit. „Das hast du bewirkt, Achaz!"

„Ein klein wenig konnte ich mitwirken . . . Als ich dir zufällig hier in Wien begegnete, wie du da warst: arm und elend, krank und verlassen — sollte ich an dir vorübergehen und dir Wort und Gruß verweigern? — Du wirst wieder gesund werden und nach Italien gehen — in mildere Lüfte! Dort wird sich alles finden."

„Ach Achaz, lieber Achaz — noch einmal gesund werden — und dann ein neues Leben anfangen, ganz anders, ja ganz anders! Nicht das verworrene, ungesunde Leben von früher, sondern ein schönes, harmonisches Dasein . . . Noch einmal möchte ich durch die Gärten der Heimat wandeln und einmal den Vater umarmen! Und Abbitte leisten für all die schweren Stunden, die ich ihm bereitet habe. Oh — wie hat er mich verachtet . . .

(Fortsetzung folgt.)

Tiere unter den Fahnen.

Vier Miniaturen von Peter Bolte.

An einem märkischen See liegt das Gutshaus in der Sonne. Schwer blühende alte Linden und viel Stille. Vor dem Hause aber erhebt sich überraschend ein Sandsteindenkmal. Primitiver wuchtiger Sockel mit Blumengehängen in einem verspäteten bäuerlichen Barock dekoriert, und darüber — ein Pferd! Ein rundes, großes, unanatomisches Pferd, das zierlich den rechten Vorderhuf nach vorn spreizt, und über einem etwas schafsähnlichen Profil eine Mähne gleich einer reich gekräuselten Allongeperücke. Und auf der Rückseite des Sockels, verblichen unter Taubenmist und Moosen eine Inschrift: „A mon cheval fidèle — plus courageux que moi." (Meinem treuen Pferde, das mutiger war als ich.)

Es ist im Siebenjährigen Kriege, als noch eine andere Familie auf dem kleinen Gute residiert: ein Vorpostengeplänkel mit den Franzosen, Blitz und Knall und weißer Pulverdampf, fremde, rasende, schreiende Reiter, und bleich, verzerrt auf dem Grunde die ersten Toten. Da verliert der kleine preußische Leutnant den Mut. Jäh durch des Vaters Tod ward er aus häuslicher Stille gerissen. Nur das alte dicke weiße Pferd kam zurück in die Heimat, als sonderbar schmerzliches Erbe für die bleiche Familie. Der Sohn sieht sich nun auf jenem selben Pferd beim gleichen Todesritt, wie er meint. Vorgestern noch ist er zum König geeilt. Für den Vater einzutreten innerster Wille. Vivat Borussia! Wird tatsächlich — dieser wundervolle König — zum Leutnant an Vaters Statt gemacht. Und heute der Stolz sekundenschnell zerronnen vor all diesem bleichen Tod da zu seinen Füßen, grinsend und armselig zwischen Raden und Klee im Mittagslicht.

Ein kleiner preußischer Leutnant will umkehren, einfach zurück, zieht und zerrt an seinem dicken alten Pferd. Aber vergebens, der Schimmel ist kriegerisch. Ein Heldenpferd! Vielleicht auch nur Gewohnheit der letzten Monate.

Die Hörner, die Tschinellen und Trommeln von ferne sich nähernd, der Pulverdampf, die grell blitzende Wetterwand nahenden Gefechts — das alles fasziniert es. Es schnaubt, knirscht, zittert, unter dem scharf reißenden Zügel aber galoppiert unbeirrt voran, Blut am Maule, es gilt ihm gleich. Es ist seinen Oberst gewohnt, der keine so großen Unterschiede zwischen Tod und Leben sah. Es stürmt vor. Je mehr Widerstand, je heftiger sprengt es voran. Führt seinen Reiter zur Spitze des Sturmes, führt den bleich schwankenden, mechanisch dreinhauenden jungen Herrn zum Siege. Persönlich dankt der König seinem jüngsten Kavallerieoffizier. Rot vor Scham ringt der sich zu einer Beichte durch. Es sei sein Pferd, ein tolles, ein heldisches, dämonisches Tier. Das Pferd allein habe gewonnen. Der König erblickt den weißen betagten Kerl, der dösend beiseite steht; nicht eben das beste Pferd. Er lächelt, lächelt ein bißchen spöttisch, wie nur er es kann, und verurteilt gnädig den verängstigten jungen Helden zur Errichtung eines Denkmals auf dem väterlichen Hofe, zu stetem Gedächtnis und dauernder Mahnung.

*

Vor noch nicht langer Zeit machte einer jener wildschweifenden Beduinenstämme der Französischen Regierung viel zu schaffen. Es war der Stamm, der berühmt ist in ganz Marokko wegen seiner schönen Frauen, grausamen, aber tapferen Männer und der wundervollen hellen, zuweilen fast weißen Kamele edelster Art, die von ihm allein gezüchtet werden.

Ein Gefecht in wüstenhafter Gegend; trotz größerer Tapferkeit haben die Beduinen — entsprechend der Gesetzmäßigkeit des Kriegsschicksals — die schlechteren Waffen. Ihre altmodischen Flinten helfen ihnen nicht. Sie werden abgeschossen wie tolle Hunde, denn sie gehören nicht zu denen, die auf ihren eiligen Kamelen flüchtig in die Wüste entweichen. Es sind die letzten Männer eines alten Stammes, ungebrochenes trotziges Araberblut. Tot sind die letzten Araber, tot ihre Kamele. Nur ein hohes, stolzes, fast weißes Tier, das Tier des Häuptlings, grell vor dem hartblauen Himmel leuchtend, bleibt schnaubend neben seinem toten Herrn stehen. Die Legionäre, froh, daß die Gefahr vorbei, kommen aus felsigem Hinterhalt hervor und machen den Versuch, das herrliche Tier als Beute einzufangen. Aber der große weiße Kamelbulle ist ein Krieger gleich seinem Herrn. Kämpft er doch alljährlich bei den feierlichen Festen der Kamelhochzeit im Zeltdorf mit den andern um das schönste Weibchen, gewinnt doch sein Herr alljährlich die höchsten Summen beim Wetten um den Sieger. Schon schmettert sein Huf. Blutig — der Kopf eine formlose Masse — sinkt ein Soldat in sich zusammen. So groß ist die Verblüffung, daß es ihm noch gelingt, diesem blutäugigen, rasenden Wüstendämon, einen zweiten Brigadier schwer zu verletzen, bis auch hier die überlegene Kugel siegt. Sehr groß, starren Blicks steht er seinen kleinen Feinden gegenüber, zittert, sinkt zur Erde, schlägt noch einmal um sich und ist tot, der letzte Held seines Stammes. —

Schnell hat sich der üppig aufblühende Aberglaube der Beduinenfrauen in den verwaisten Zelten des Falles bemächtigt. In hellen Mondnächten eilt ein riesiges weißes Kamel durch die Wüste, sein Huf schwebt über der Erde, seine Augen und Nüstern sprühen Feuer, und sein Kopf rührt an die Sichel des Mondes. Es ist Allahs geweihter Bote, Gefahr den Beduinen anzukündigen, sie zu warnen und sie zu mahnen, nie die Rache zu vergessen, die sie den Ungläubigen schuldig sind.

*

Sir Robert Hammerfield — mittlerweile liegt er schon lange im Erbbegräbnis in Hammerfield Manor — erzählte gerne und immer wieder die Geschichte der Kobra aus seinen burmanischen Kriegsjahren unter der Königin Viktoria. Vermutlich liebte er seine Geschichte deshalb so sehr, weil sie seine einzige, und außerdem das einzige mystische Ereignis für seine Begriffe, in seinem ordentlichen imperialistischen Offiziersleben war. Da war mitten in seine Welt aus Dienst, Klub, Whisky, High Church und Old Vic eine fremde Macht hereingebrochen, belächelt, dennoch überlegen. Und so sehr sich auch Sir Robert sträubte, letzten Endes glaubte auch er an die Regimentskobra, wie seine Tommies.

Eine jener bezaubernden burmanischen Nächte, greller Mond und schwarze Schatten der Dschungel und Berge, tausend Düfte unbekannter Blumen. Nur nicht wie sonst flüsternde Schatten vor den vergitterten Fenstern und den hohen Bambusterrassen in den Dörfern, keine Zeit für Verliebtheiten; keine Zeit auch für das heißgeliebte buntprächtige Puppenspiel. Vergebens wehren sich die frommen buddhistischen Burmanen, denen der Krieg verboten ist, vereinzelt gegen die fremde Übermacht der Engländer. Räuber, gesetzlose Gesellen sammeln hie und da die emanzipierten Bauern zum blutigen Widerstand. So kommt es, daß Sir Robert an diesem Abend eingekeilt vor einer Wand aus Fels und Dschungel in einem buddhistischen Kloster Zuflucht gesucht hat, denn die Mönche gewähren geduldig den Feinden ihr Asylrecht. Der einzige Ausweg aus dem schmalen Seitental führt durch eine Schlucht, diese aber ist besetzt von einer burmanischen Aufrührerbande, die zwar nicht in der Überzahl, jedoch besser mit Weg und Steg vertraut ist als Sir Robert. Da ertönt monotone Musik auf dem Klosterhof. Trotz strengen Verbotes von Sir Robert ist ein burmanischer Straßenkünstler eingedrungen; unter dem blühenden Faulbaum sitzend, bläst er seine leise schrillende Flöte, und zu ihrem Takte wiegt sich das Prachtexemplar einer Kobra. Flacher Kopf, schön gezeichneter Brillenschmuck, hell glitzern die Schuppen des mächtig geblähten Halses im Mondlicht. Der Schlangenbeschwörer kauderwelscht und läßt sich nicht vertreiben. Er sei ein Freund der Fremden, sein Bruder sei von jenem Räuber vor Jahren überfallen und getötet worden, er wolle ihnen helfen, wolle sich an dem Räuber rächen, dessen Streben keineswegs die Befreiung seines Volkes von den Fremden, sondern nur die Bereicherung seiner unselig erworbenen Habe sei. Er selbst vergieße kein Blut, aber die Kobra, eine Königin ihres Geschlechtes, die schwingende, tanzende Göttin des Todes und der Nacht, sei glückbringendes Orakel für die fremden Soldaten. Jene brächten ja auch Tod und Nacht, mithin sei die Kobra ihnen freundlich gesonnen. Er wisse einen Seitenpfad über die Berge, so könne man von der Höhe herab die Belagerer bezwingen, den Weg zur Schlucht freimachen, die letzten Aufrührer vernichten. So wie seine Schlange von oben her schwingend vernichtend den starken Kopf zur Erde schlage beim Tanze, so auch sollten die Fremden zugreifen.

Sir Robert — viel zu sehr praktischer Engländer, um sich an den Vergleichen des Burmanen zu stoßen — befiehlt Aufbruch. Der Seitenpfad erweist sich als sehr günstig, der Überfall gelingt, die eingeschüchterten Soldaten schwimmen in Siegesfreude und Zuversicht, und glauben hinfort bedingungslos an den glückbringenden Zauber der Kobra und

ihres Meisters. Sie lassen ihn nicht mehr los, bis zum Kriegsende muß er mit seiner Schlange das Regiment begleiten, und abends sehen sie verträumt, fast ängstlich dem hypnotisierenden Tanz des Zaubertieres zu. Sir Robert findet es auf die Dauer scheußlich. Als sie wieder nach der Heimat abkommandiert werden und der Inder — trotz der flehentlichen Bitten der Soldaten, die mit ihrem eigenartigen Regimentstalisman in London protzen wollen — sich weigert mitzugehen, vielmehr fast mit jäh ausbrechend verhaltenem Haß erklärt, sie hätten nun genug erreicht, sie sollten sich zufriedengeben und ihr Werk des Mordes zu Hause weiter betreiben, ist Sir Robert sehr erleichtert. Ein Kolonel, dessen Regiment eine Kobra als Talisman führt, wäre doch in jedem guten Klub unmöglich gewesen.

*

Ein längst vergessenes Regiment — nur noch die verstaubten Fahnen des Kopenhagener Zeughauses künden davon — hat einen Ziegenbock mitgeführt und in Friedenszeiten an seinem Standort gepflegt. Dies in Erinnerung an den Stammvater seiner Regimentsböcke, der einmal in einem der Züge Karls XII. den schwedischen Sieg veranlaßte.

Die Heere stehen sich gegenüber, verbissen rücken sie an, zögernd etwas die Schweden vor der Übermacht. Zwei weiße Wände aus Pulverdampf, die sich enger und näher in bedrohlicher Beharrlichkeit aufeinander zu schieben. Es blitzt und gewittert von Schüssen, doch die Reiter, die das Gefecht einleiten, den Feind überrennen, seine Front durchbrechen sollen, wagen sich nicht recht vor. Farbloses Hügelland, irgendwo brennt eine Windmühle. Und von dort her plötzlich kommt es schmetternden Hufs einhergebraust, meckernd, schnaubend wie der leibhaftige Teufel selber. Ein riesiger, dunkelbrauner Ziegenbock, stolz geschwungene Hörner, flammenden Auges, so scheint es den Soldaten. Ein entsetztes, von Feuerangst und fremdem Lärm sinnlos gehetztes Tier in Wirklichkeit. Es gerät zwischen die Fronten, vergeblich sucht es nach rückwärts zu flüchten, dort flammt und blitzt, schreit und stampft es, vor ihm desgleichen. Schon schwirren links und rechts die Reiter an ihm vorbei. Und die entsetzte Kreatur beginnt zu tänzeln, Haken zu schlagen, pirouettiert, stampft, springt, stößt mit Todesverachtung zu in die feurig aufblitzende Luft, so daß sie in ihrem Todesgrauen den Gegnern wie der Satan selber erscheint, der die Schweden anführt. Gehen doch von ihrem tollen König schon genug Märchen um. Und in ihrem Zaudern, Zurückprallen vor dem heranstürmendem Gehörn, dieses geisterhaften Tieres, lockern sich die festgefügten Reihen. Die von überirdischer, meinethalben auch, hol's der Henker, höllischer Hilfe überzeugten Schweden haben den Vorteil des überraschenden Angriffs, erschüttern die Front, gewinnen langsam an Übergewicht und siegen. Wunderbar entrinnt der erschreckte Bock dem Tode, irgendwo findet man ihn friedlich weidend nach der Schlacht, auf einer zerstampften Wiese. Man führt ihn mit, hält ihn in hohen Ehren, später dann die Reihen seiner Söhne. Keine Parade, kein Feldzug, kein feierlicher Fürstenspektakel, bei dem das Regiment die Ehrenwache hat: prangend voran, eitel, wohlgenährt, längst an Schlachtenlärm, Pauken, Schüsse und stampfende Soldaten gewöhnt, stolziert der Bock aus dem nordischen Feldzug. Wandelnder Beweis einer anpassungsfähigen Natur.



Bunte Chronik



Ein Millionen Jahre altes Ei.

Die Universität des Staates Kalifornien besitzt ein Ei, das ein kostbares Unikum ist. Das Ei ist nämlich fossil und wurde einem Goldgräber am Gilafluß in Arizona in einer Masse harten Kalksteins eingebettet aufgefunden, dem die Geologen ein Alter von 2—3 Millionen Jahren zuschreiben. Es wurde zum Zwecke der Untersuchung aus seiner steinigen Hülle herausgeschält, wobei sich ergab, daß sich seine Form von der eines gewöhnlichen Gänseeis in nichts unterscheidet. Die Schale hat ihre ursprüngliche Zusammensetzung und mikroskopische Struktur behalten. Das Innere hingegen ist bis auf einige Stellen nahe der Schale mit einer wunderschönen kristallinischen Masse von Kolemanit ausgefüllt. Die nicht von diesen Kristallen eingenommenen Stellen enthalten eine dunkelbraune Masse, die in der Kälte erstarrt, in der Wärme dagegen zähflüssig wie Asphalt wird.

Der verliebte Setzer.

Auf höchst merkwürdige Weise wollte der junge Ungar Bela Szabo aus dem Leben scheiden, nachdem er bei der Frau, die er liebte, kein Gehör fand. Szabo ist Setzer bei einer großen Budapester Zeitung und liebte ein junges Mädchen, das im Sekretariat der Schriftleitung beschäftigt war. Aber seine Bewerbungen waren erfolglos, und so beschloß er, dieser Welt Lebewohl zu sagen. Zunächst setzte er den Namen des geliebten Mädchens in großen Typen, wie man sie in der Zeitung bei Schlagzeilen verwendet, zusammen. Dann unternahm er einen Selbstmordversuch, indem er die Buchstaben, aus denen der Name zusammengesetzt war, verschluckte. Der liebeskranke Mann brach bewußtlos in der Setzerei zusammen. Man brachte ihn sogleich in ein Krankenhaus und nahm eine Operation an ihm vor, die glücklicherweise erfolgreich verlief. Wie die Ärzte mitteilten, befindet sich Bela Szabo nun wieder auf dem Wege der Besserung.

*

Loch Neß-Ungeheuer auf Ferienreise.

In der Umgegend von Ferrara ist lebhafte Unruhe entstanden. Einige Fischer sahen dieser Tage, wie aus den Wassern des Po ein höchst fremdartiges Geschöpf von gewaltigen Ausmaßen, nicht Fisch und nicht Landtier, ans Ufer stieg. Sie hatten solche Angst, daß sie davonliefen. Infolgedessen konnten sie nicht näher berichten, ob das Ungeheuer wieder ins Wasser zurückgegangen ist oder in der Po-Ebene spazieren geht. Es hat aber den Anschein, als ob das Ungeheuer von Loch Neß Herbstferien in Oberitalien verlebt.

*

Das Alter der Diamanten.

Die moderne Bestimmung des Alters von Mineralien beruht auf der genauen Kenntnis des radioaktiven Zerfalls: Radiumelemente zerfallen nach genau bekannten Gesetzen in Heliumgas, Blei und andere Abbauprodukte, und somit vermag man aus dem Helium- oder Bleigehalt eines Radiumpräparates seine Zersetzungsdauer und damit sein Alter zu bestimmen. Nach diesem Verfahren haben soeben Dr. A. Holmes und Professor F. A. Paneth das Alter des „Kimberlit"-Gesteines untersucht, in dem sich die Diamanten der berühmten südafrikanischen Mine von Kimberley finden. Damit ergab sich, daß der analisierte Heliumgehalt des Gesteines einem Alter von 58 Millionen Jahren entspricht. Damit ist auch die Ansicht der Geologen gestützt, die die Entstehung der Diamanten in das Kreide-Zeitalter verlegen, also in jene Erdperiode, die durch die Tierwelt der Riesensaurier bekannt ist.



Lustige Ecke





„Was ich sage, Tante Emma? — Ich sage, daß wir heimlich verlobt sind!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.